Universität Basel

Exzellenz und/oder *vielfältige Lebensentwürfe*

7 Aspekte des Lebens und Arbeitens an der philosophisch-historischen Fakultät der Universität Basel

Von Sophie Bürgi, Laura Eigenmann, Matthias Luterbach und Anika Thym

Impressum

Exzellenz und/oder vielfältige Lebensentwürfe.
7 Aspekte des Lebens und Arbeitens an der philosophisch-historischen Fakultät der Universität Basel

Diese Forschung ist ein fakultäres Projekt im Rahmen des Aktionsplans Chancengleichheit der Universität Basel und wurde finanziell vom des Ressort Chancengleichheit und dem Zentrum Gender Studies unterstützt.

Autor_innen	Anika Thym
	Laura Eigenmann
	Matthias Luterbach
	Sophie Bürgi
Layout	Joëlle Käser
Illustrationen	Claudio Näf
Korrektorat	Deborah Oliveira
Druck	Druckkollektiv Phönix Basel
Auflage	500

September 2016, Basel

Vorwort

Ziel dieser Broschüre ist es, einen Beitrag zur «freien Entfaltung und Förderung der vielfältigen Potenziale» der Mitglieder der Universität zu leisten, wie es die Universität Basel und das Ressort Chancengleichheit im Leitfaden für Projekte im Rahmen des Aktionsplans Chancengleichheit formulierten. Es stellt sich gegenwärtig die Frage, durch welche Rahmenbedingungen qualitativ hochwertige Wissenschaft und vielfältige Lebensentwürfe an der Universität ermöglicht werden können, denn universitäre Exzellenzanforderungen verhindern derzeit tendenziell beide.

Obwohl der Ruf nach Exzellenz Spitzenleistungen in der Wissenschaft fördern soll, führt er wissenschaftliche Praxen durch den Versuch ihrer Vermessung ad absurdum. Er fördert die Konkurrenz zwischen Wissenschaftler_innen und behindert dadurch die produktive Zusammenarbeit. Die befristeten Anstellungsverhältnisse und die ungewisse Berufsperspektive verunsichern Menschen in ihrem wissenschaftlichen Arbeiten und in ihrer Lebensgestaltung. Die Mobilitätsanforderungen stellen freundschaftliche und familiale Beziehungen vor grosse Herausforderungen. Gesucht und berufen werden in der Regel Personen mit 100% zeitlicher Verfügbarkeit und uneingeschränkter Hingabe: Wissenschaftler_innen, die von der Feldforschung zum Gastaufenthalt und der nächsten Konferenz reisen und die sich ihrer Arbeit so vollumfänglich verschreiben, dass sie ihr die gesamte Lebenszeit widmen.

Diese Ideale fördern einen traditionell männlichen Lebensentwurf mit Vollzeiterwerbstätigkeit und Kinderlosigkeit oder traditioneller Familienorganisation – andere Lebensentwürfe und Erfahrungen aus anderen Lebensbereichen werden ausgeschlossen. Viele feministische und postkoloniale Kritiken haben deutlich aufgezeigt, wie sich das Wissen verengt, wenn es nur aus bestimmten Erfahrungen gespeist wird. Exzellenz wird damit nicht nur exklusiv, es formt auch ein Wissen, das einer vielfältigen Welt nicht gerecht wird.

Unser Projekt

Mit unserem Projekt «Exzellenz und/oder vielfältige Lebensentwürfe» möchten wir die Diskussion um Exzellenz mit einem Fokus auf die philosophisch-historische Fakultät der Universität Basel anregen. Dazu haben wir 11 Wissenschaftler_innen – vier Studierende, fünf Personen aus dem Mittelbau und zwei Professor_innen – dieser Fakultät dazu befragt, wie sie mit der Aufforderung nach exzellenter Forschung umgehen und welche Auswirkungen dies auf ihre Forschungspraxis und ihre Biografien hat. Bei der Auswahl der Interviewpartner_innen haben wir Personen verschiedenen Geschlechts, Personen mit und ohne Kinder, mit exzellenten Lebensläufen und mit ausgewiesenem Engagement in weiteren Lebensbereichen gewählt (eine anonymisierte Übersicht mit den Angaben der Personen findet sich am Schluss der Broschüre). Im Folgenden werden die Ergebnisse unseres Projekts präsentiert.

Die Unmöglichkeit der «Vereinbarkeit»

In den Interviews zeigt sich, wie schwierig oder gar unmöglich die Vereinbarkeit einer exzellenten wissenschaftlichen Laufbahn mit familialem, weiterem beruflichen, gesellschaftlichem und politischem Engagement ist. Viele Befragte befürchten, mit Tätigkeiten in anderen Lebensbereichen ihre wissenschaftliche Laufbahn zu gefährden. Es gilt, wie dies die Studentin Christine Wyss kritisch formuliert, «all-in oder halt gar nicht.»

Viele der Interviewten wünschen sich, anderen Lebensbereichen mehr Raum geben zu können: Etwa einer aktiven Elternschaft oder der Umsetzung der eigenen Forschung in einer

sozialen Bewegung, einer NGO oder einem Unternehmen. Ein grosses Bedürfnis besteht zudem nach genügend Zeit um soziale Kontakte zu pflegen und sich ausreichend um das eigene Wohlbefinden zu kümmern, da die meisten ständig am Limit arbeiten (vgl. Kapitel 6: Die Universität als Teil des gesellschaftlichen Alltags). Viele beschreiben, dass sie ihre aktive Elternschaft als Wettbewerbsnachteil erfahren. Da hiervon aktive Väter ebenso betroffen sind wie aktive Mütter, zeigen sich dabei auch gegenwärtige Auseinandersetzungen um Männlichkeitsnormen zwischen Männern mit Vollzeit-Erwerbstätigkeit und aktiven Vätern.

Die Mobilitätsanforderungen, die der Assistentin Katharina Jonas zufolge auf der Idee des bindungslosen «male free agent» beruhen, werden als besonderes Hindernis für längerfristige Freundschaften, Partnerschaften und familiale Arrangements erachtet. Als problematisch werden auch die relativ niedrigen Löhne und befristeten Stellen auf Mittelbauebene erlebt, insbesondere von Personen die davon eine Familie ernähren möchten oder müssen (vgl. Kapitel 1: Ungewisse Perspektiven & Kapitel 2: Der Sonderstatus der Wissenschaft als Beruf und die «fiktiven Arbeitsverträge»).

Der «Vereinbarkeitsbegriff» ist im Wissenschaftskontext unangemessen

In unserer Untersuchung hat sich gezeigt, dass der herkömmliche «Vereinbarkeitsbegriff» im Wissenschaftskontext unangemessen ist (vgl. Kapitel 5: Wissenschaft als entgrenzte Arbeit). Den Interviewten fiel es oft schwer genau zu bestimmen, was nun zum «wissenschaftlichen Beruf» gehört und was «andere Lebensbereiche» sind. Viele verstehen etwa ihr politisches, weiteres berufliches und auch familiales Engagement als wichtige Erfahrung für die wissenschaftliche Arbeit. Zugleich erfahren sich gerade Sozial- und Geisteswissenschaftler_innen als so grundsätzlich von ihrer Wissenschaft geprägt, dass sie nie «den Kopf abstellen» können. Jeder Aspekt des Lebens sei mit der (sozial-) wissenschaftlichen Perspektive verwoben.

Ein weiteres wichtiges Ergebnis unserer Studie ist, dass «Vereinbarkeitsprobleme» im Zusammenhang mit den verschiedenen Tätigkeiten innerhalb der wissenschaftlichen Arbeit existieren: Die schwierige bis unmögliche Vereinbarkeit zwischen Forschung, Lehre und Verwaltung (vgl. Kapitel 4: Vereinbarkeitsproblem innerhalb der Wissenschaft).

Aufforderung zu und Warnung vor hundertsprozentiger Hingabe

Überraschend war für uns, dass zwar paradoxerweise eine hundertprozentige zeitliche Verfügbarkeit und uneingeschränkte Hingabe für die Wissenschaft erwartet werden, gleichzeitig aber von einer vollkommenen Ausrichtung auf die universitäre Laufbahn abgeraten wird. Nur so könne der unsicheren Perspektiven in wissenschaftlichen Laufbahnen begegnet werden. (vgl. Kapitel 1: Ungewisse Perspektiven). Indem die Wissenschaftler_innen sich möglichst unabhängig vom Universitätsbetrieb zu machen versuchen, schaffen sie sich die Voraussetzungen, um sich auf die Wissenschaft einlassen zu können.

Was ist und was braucht gute Wissenschaft?

Die Exzellenzanforderungen werden von den Interviewten kritisch betrachtet, da sie qualitativ hochwertige Wissenschaft tendenziell eher verhindern als fördern (vgl. Kapitel 7: Exzellenzanforderungen). Gute Wissenschaft ist für sie innovative und gesellschaftlich relevante Forschung. Laut Professorin Dora Werner hat (Sozial- und Geistes-)Wissenschaft die Funktion eines kritischen Korrektivs auf gesellschaftliche Verhältnisse. Sie betont, «das Produkt einer Universität» seien «selbstbewusste Individuen, die kritisch in Gesellschaft intervenieren können, um sie vor ihrem eigenen Untergang zu retten.» Ganz ähnlich ist für die Assistentin Barbara Roth das «zivilgesellschaftliche Engagement» der Wissenschaftler_innen zentral. «Engagierte Wissenschaft» zu betreiben, bedeutet für sie, dass man eine «Öffentlichkeitsfunktion wahrnimmt.»

Voraussetzungen dafür seien neben finanzieller auch inhaltliche Unabhängigkeit, Ruhe und Zeit, um sich ins Ungewisse zu entwerfen, abschweifen und sich in Fragestellungen vertiefen zu können. Dabei wird insbesondere die Autonomie in der Bestimmung der eigenen Forschungsthemen enorm geschätzt (vgl. Kapitel 3: Autonomie und Selbstregulierung). Für kreative und fundierte wissenschaftliche Arbeit brauche es entsprechend keine disziplinierende Regulierung oder kompetitiven Ansporn, sondern Unterstützung der Wissenschaftler_innen in ihrem Selbstmanagement und in ihrer kreativen Zusammenarbeit.

Wünsche und Veränderungsmöglichkeiten

Schliesslich werden Änderungsvorschläge bezogen auf die Rahmenbedingungen genannt. Es sollte flexible Festanstellungen unterhalb der Professur geben – manche wünschen sich Teilzeitstellen, andere Vollzeitstellen – sowie Teilzeitprofessuren und Jobsharing. Gewünscht wird eine Offenheit gegenüber verschiedenen Lebensformen und -phasen sowie für begrenzte Arbeitspensen, eine Abkehr von der Dominanz eines naturwissenschaftlichen Wissenschaftsverständnisses und eine angemessene institutionelle Anerkennung interdisziplinären Arbeitens, ein Verständnis von Wissenschaft als kollektiver Arbeit, Wertschätzung von unsichtbarer Arbeit wie der Betreuung von

Studierenden, des Engagements für die Lehre oder der Kunst des Schreibens. Die Exzellenzkriterien sollen in Frage gestellt und die Eigenlogik wissenschaftlichen Arbeitens berücksichtigt werden. Ebenso soll es Unterstützungsangebote für Mütter wie auch für Väter und Richtlinien für die Gleichstellungsbeauftragten in Kommissionen geben. Spezifisch studentische Anliegen sind ein flexibles Angebot an Lehrveranstaltungen und mehr Autonomie in der Wahl der eigenen Studienschwerpunkte.

Es braucht eine Debatte um Wissenschaftspolitik

Die Diskussion um Exzellenz hängt aufs Engste mit Wissenschaftspolitik zusammen. Eine Studie der «European Association For Quality Assurance In Higher Education» versucht eine Klärung des inflationär verwendeten, jedoch selten definierten Exzellenzbegriffs. Je nach Definition verweist er entweder auf eine aussergewöhnliche Leistung, die normale Erwartungen übersteigt. Er wird dann vor allem relational und hierarchisch bestimmt: Jemanden als exzellent zu identifizieren bedeutet dann, dass die Mehrheit im Vergleich dazu lediglich einen Normalstandard erfüllt. Gegenüber diesem als «elitär» bezeichneten Verständnis von Exzellenz definieren andere den Begriff inhaltlich. Es ist dann möglich, dass sehr viele Personen exzellente Forschung betreiben.

In Zusammenhang mit diesen verschiedenen Vorstellungen von Exzellenz gestaltet sich auch die Wissenschaftspolitik unterschiedlich aus. So beabsichtigen manche Länder, Exzellenz durch eine Konzentration, Effizienzsteigerung, Spezialisierung und Hierarchisierung zu fördern, während andere einen allgemein erhöhten Bildungsstand fördern. Das hängt damit zusammen, ob ein eher demokratisch egalitäres Bildungs- und Wissenschaftssystem befürwortet wird, wie dies in Schweden, Finnland oder Island der Fall ist, oder ein stark stratifiziertes System, wie es für Deutschland und die Schweiz gilt. Dies spiegelt sich auch in den im OECD-Vergleich geringen Studienabschlussquoten im Tertiärbereich und den geringeren öffentlichen Bildungsausgaben in der Schweiz wieder.

Dank

Das Projekt «Exzellenz und/oder vielfältige Lebensentwürfe» wurde als fakultäres Projekt im Rahmen des Aktionsplans Chancengleichheit der Universität Basel vom Ressort Chancengleichheit und vom Zentrum Gender Studies unterstützt. Wir bedanken uns herzlich bei allen, die bei unserem Projekt mitgewirkt haben, insbesondere bei Nicole Kälin und Dr. Beate Böckem vom Ressort Chancengleichheit und Prof. Dr. Andrea Maihofer, Leiterin des Zentrum Gender Studies für deren Unterstützung und Betreuung sowie bei den Interviewpartner_innen für die Einblicke, die sie uns in ihre Lebensentwürfe gegeben haben.

Wir hoffen, dass unser Projekt u.a. mit dieser Broschüre einen Beitrag dazu leisten kann, Verbesserungen in den institutionellen Rahmenbedingungen zu erwirken, um für vielfältige Lebensentwürfe und optimale Lebensbedingungen für die Wissenschaftler_innen, gute Wissenschaftspraxen und einen demokratischen Zugang zu Bildung zu sorgen.

Sophie Bürgi, Laura Eigenmann, Matthias Luterbach
und Anika Thym

7 Aspekte des Lebens und Arbeitens an der Universität Basel.

1

Ungewisse Perspektiven

Seite 8

2

Der Sonderstatus der Wissenschaft als Beruf und «fiktive Arbeitsverträge»

Seite 12

3

Ambivalente Autonomie

Seite 14

4

Vereinbarkeitsproblem innerhalb der Wissenschaft

Seite 18

5

Wissenschaft als entgrenzte Arbeit

Seite 20

6

Die Universität als Teil des gesellschaftlichen Alltags

Seite 22

7

Exzellenzanforderungen

Seite 24

Personenregister | Seite 27

1

Ungewisse Perspektiven

Die befristeten Anstellungsverhältnisse an der Universität – meist ohne Aussicht auf eine Festanstellung – wecken Unsicherheiten und Ängste bezogen auf die eigene Zukunft. Die lange Zeit im wissenschaftlichen Nachwuchs löst immer wieder Ungewissheiten über die Qualität der eigenen Arbeit aus. Reichen die erworbenen Qualifikationen bei der nächsten Beurteilung oder der nächsten Bewerbung aus? Bietet der Beruf noch eine Perspektive oder befindet man sich in einer Sackgasse?

Was die Zukunft bringt?

Barbara Roth schildert, wie sie im Beruf von einem Gefühl begleitet wird, sich möglicherweise plötzlich aus der Universität verabschieden zu müssen, weil sie eine unbekannte Autorität plötzlich negativ bewertet: «Hochqualifizierte Leute, die sich in einem Wissenschaftssystem bestens auskennen, die 10, 15 Jahre lang diesen Beruf ausgeübt haben und dann irgendwann heisst es einfach: ‹Nein, du bist nicht die Person, auf die man setzen kann, weil du bist schon zu alt, oder du hast zu wenig Auslandserfahrung. […] nein, du bist nicht für die Wissenschaft geeignet, du bekommst jetzt keine Stelle mehr.›»

«Und da gibt es natürlich eine enorme Unsicherheit, was die Biographie, was die Karriere, was das Versprechen auf Zukunft angehen kann.»

Professorin Dora Werner beobachtet ihre Mitarbeitenden im Mittelbau: «Und da gibt es natürlich eine enorme Unsicherheit, was die Biographie, was die Karriere, was das Versprechen auf Zukunft angehen kann.» Daraus folgt nicht nur ein enormer Leistungsimperativ, der Momente des ruhigen Nachdenkens erschwert. Auch den Mut ein Risiko einzugehen und neue innovative Fragestellungen zu entwickeln, ist angesichts der Unwägbarkeiten schwierig, bemängelt Werner.

Der wissenschaftliche Beruf reiht sich damit in die wachsende Zahl prekärer Beschäftigungen ein. Pierre Bourdieu, ein wichtiger Theoretiker der Prekarisierung von Arbeit, beschreibt, welche tiefgreifende Auswirkungen diese Form der Unsicherheit auf die Lebensgestaltung hat: «Indem sie Zukunft überhaupt im Ungewissen lässt, verwehrt sie den Betroffenen gleichzeitig jede rationale Vorwegnahme der Zukunft.»

Unsicherheit aushalten lernen

Eindrücklich beschreibt Katharina Jonas ihren Umgang mit der Unsicherheit. «Ich habe keine Vorstellung von der Zukunft, weil ich es mir nicht leisten kann.» Sie ist versucht, keine Erwartungen aufzubauen, die Zuversicht aber aufrecht zu erhalten. Sie hat offensichtlich gelernt, schwierige Gefühle und Ängste auszuhalten. Der wissenschaftlichen Karriere ordnet sie ihre «Traumvorstellung» nach Kindern und einem festen Wohnsitz in der Schweiz unter. So kann sie der unsicheren Situation besser gerecht werden. In diesen Beschäftigungsverhältnissen kann Katharina Jonas keine Familie planen.

Die Doktorandin Julia Fischer teilt diese Einschätzungen. Es brauche mehr längerfristige Verträge, erst diese ermöglichen es den Mitarbeitenden an der Uni, vielfältige Lebensentwürfe zu haben, Kinder zu kriegen und anderen Bereichen genügend Raum zu geben.

Auch Irene Brugger beschreibt, wie sich Wissenschaft aufgrund der Konkurrenz und der ständigen Angst, dass es irgendwann

nicht mehr weitergeht, als ständiger Kampf anfühlt. Sie hat stets vor Augen, welche nächsten Stufen sie erreichen muss, um ein minimales Einkommen sicherstellen zu können. Die Selbstsorge droht dabei zu kurz zu kommen. Zudem überlagert das Schreiben von Anträgen ihre eigentlichen Forschungstätigkeiten. Der Umgang mit der Unsicherheit und die Absicherung der Perspektive frisst viel Energie und Zeit ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit. Und als Mutter, die ihre Kinder versorgt, fragt sie sich, wie sie mit den kinderlosen Kolleg_innen mithalten soll.

«Ich habe keine Vorstellung von der Zukunft, weil ich es mir nicht leisten kann.»

Günther Knecht Wetzelmeyer hat deswegen gar nie auf die Karte Universitätskarriere gesetzt. Die Unsicherheiten der wissenschaftlichen Karriere haben ihm keine Perspektive für seinen Lebensweg geboten. Insbesondere schien sie mit seinem Kinderwunsch unvereinbar. Er entschied sich für den Lehrerberuf und machte die Wissenschaft zu seinem «liebsten Hobby».

Kann man in diesem Beruf älter werden?

Die Studentin Christine Wyss antizipiert bereits die Schwierigkeit, die der wissenschaftliche Beruf mit sich bringt. Sie assoziiert mit den unsicheren Beschäftigungen an der Universität Probleme, sobald Familiengründung Thema wird: Sie als junge, ungebundene Studentin in ihrer Qualifikationsphase kann diese Unsicherheit gut aushalten, die sie in ihrem derzeitigen Job als wissenschaftliche Assistentin an der Fachhochschule erfährt: «Für mich sind die befristeten Arbeitsverträge jetzt nicht so schlimm, ich habe auch keine Familie, die ich ernähren muss.» Christine Wyss hofft auf verbesserte Anstellungsbedingungen und neue Möglichkeiten für Festanstellungen, wenn sie weiter an der Universität bleibt.

«Für mich sind die befristeten Arbeitsverträge jetzt nicht so schlimm, ich habe auch keine Familie, die ich ernähren muss.»

Ähnlich versucht auch Henrik Lehmann die Unsicherheit wegzuschieben. Grundsätzlich würde er gerne an der Universität bleiben, er antizipiert aber bereits, dass die dafür abgeforderte «totale» Konzentration auf die Universität ihn in finanzielle Schwierigkeiten bringt. Er strebt «eigentlich» eine gewisse Sicherheit an. Bereits im Studium wird die Unsicherheit als eine grosse Herausforderung dieses Berufes offensichtlich. Die tatsächliche Auseinandersetzung mit diesen unlösbaren Problemen schieben die beiden aber noch von sich.

Vorbereiten und Abfedern

Die beiden Professor_innen spiegeln ihrem Mittelbau diese Herausforderungen. Eine wissenschaftliche Karriere zu verfolgen, stellt Professor Elias Weber klar, bedeutet, die Unsicherheit und Offenheit bezüglich beruflicher Zukunft auszuhalten und abfedern zu lernen. Wer sich darauf nicht einlassen könne, sei in der Wissenschaft am falschen Ort.

Die beiden Interviewten Professor_innen schöpfen dabei aus ihrer eigenen Erfahrungen und Strategien mit der Unsicherheit. Sie zogen sich zeitweise aus der Universität zurück, um frei forschen zu können:

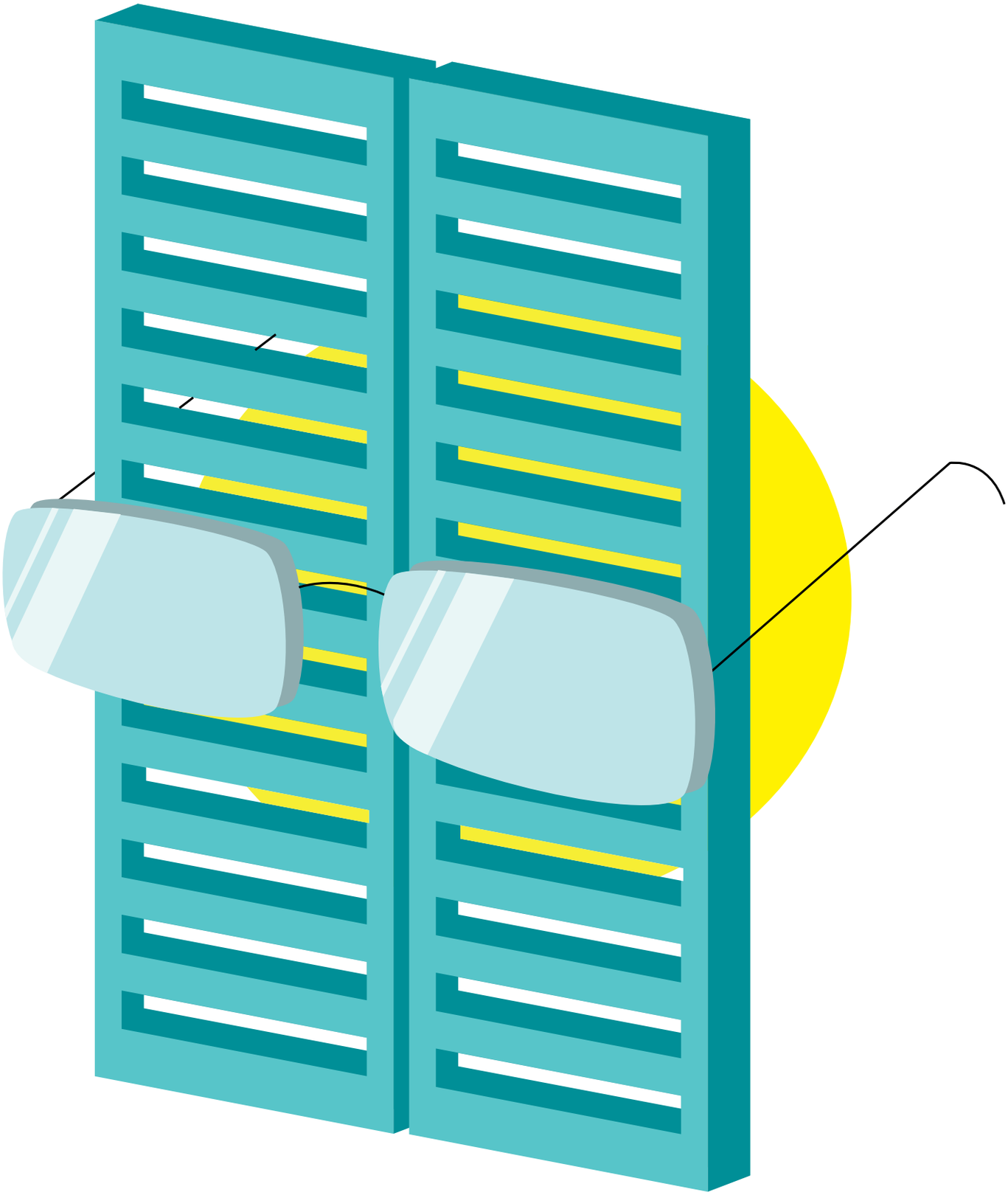
Dora Werner hat sich ihre innovative Forschung leisten können, weil sie während des Schreibens ihrer Qualifikationsarbeit ausserhalb der Wissenschaft ihr Geld verdiente. So war sie weniger von der Institution abhängig und konnte sich stärker auf ihren Forschungsgegenstand einlassen. Sie konnte ihre Arbeit aus einer wissenschaftlichen Notwendigkeit heraus entwickeln und war weniger von der qualifizierenden Meinung von institutionellen Gremien und externen Begutachter_innen abhängig.

Dora Werner hat sich ihre innovative Forschung leisten können, weil sie während des Schreibens ihrer Qualifikationsarbeit ausserhalb der Wissenschaft ihr Geld verdiente.

Elias Weber bot eine eigene Firma die Möglichkeit, «relativ schnell vernünftiges Geld zu verdienen», das war Grundlage, um sich überhaupt auf die Wissenschaft einzulassen. Er rät seinen Studierenden, seinem eigenen Beispiel zu folgen: Sich stets ein zweites Standbein zu erhalten, um die finanzielle Abhängigkeit von der Wissenschaft möglichst zu reduzieren. Zu einer verantwortlichen wissenschaftlichen Laufbahn empfiehlt sich ein persönliches Management der Unsicherheit.

Prekär Beschäftigte – illoyale Mitarbeitende

Julia Fischer bemerkt angesichts der befristeten Arbeitsstellen eine Tendenz zu weniger Loyalität zum Institut und einen wach-



senden Egoismus in der Konkurrenzsituation. Solidarität zum Fach und Wissensfeld zählt letztlich nicht, wenn es um das Verfolgen der eigenen Karriereziele geht. Sie ist kein Exzellenzkriterium.

«Auch um mich selber zu schützen. Aber es ist auch eine Art Entfremdung.»

Bei Barbara Roth löst die Unsicherheit Frust aus. Sie hat einen Lernprozess durchgemacht und distanziert sich nun stärker von der Universität; «auch um mich selber zu schützen. Aber es ist auch eine Art Entfremdung.» Weil sie sich vom ständig drohenden Entzug von Anerkennung ihres Schaffens aber auch ihrer Person gegenüber abschirmen will, hat sie sich von der Universität ein Stück weit abgewandt. Bereits hat sie alternative Beschäftigungen in den Blick genommen. Durch die prekäre Beschäftigung verhält sie sich zur Universität strategisch. Diese von den Strukturen aufgedrängte Abwendung bedauert sie, denn sie geht den Tätigkeiten an der Universität mit Leidenschaft nach.

Ungewiss und Unberechenbar

Schliesslich ist der wissenschaftliche Weg nicht nur unsicher sondern auch unberechenbar. Wie man in die einzige sichere Position – die Professur – gelangt, sei nicht kalkulierbar. Die Kriterien der Exzellenzförderung seien «willkürlich», sagt Irene Brugger. Barbara Roth bemerkt, im richtigen Alter sei nur eine abzählbare Anzahl langfristiger Stellen verfügbar und diese werden nicht nur nach objektiven Kriterien, sondern mindestens ebenso massgeblich durch «Sympathie und Stallgeruch» vergeben. Der Ausgang der entscheidenden Berufungskommissionen lasse sich nur bedingt vorhersehen und beeinflussen.

Die Kriterien der Exzellenzförderung seien «willkürlich», sagt Irene Brugger.

Auch Professor Elias Weber beschreibt es als «Glück», dass er zu seiner Professur kam. Es stand zur richtigen Zeit die richtige Stelle zur Verfügung. Diese einzige Perspektive innerhalb der Akademie bleibt für wissenschaftliche Mitarbeiter_innen zu einem grossen Teil unplanbar.

Und ironischerweise fördert die mit den Exzellenzkriterien versuchte Objektivierung der wissenschaftlichen Qualität die Unsicherheit. Die Interviewten beschäftigen sich mit Kriterien wie Mobilität, genügend Artikel in den entscheidenden Wissenschaftszeitschriften und Einwerben von genügend Forschungsgeldern als Voraussetzung für erfolgreiches Bestehen im Wissenschaftsbetrieb. Welche Massstäbe momentan aktuell sind, bleibt oft unklar und scheint modeabhängig zu sein. Die Erfordernisse des Forschungsgegenstandes und eine daraus sich entwickelnde angemessene Forschungspraxis und Publikationstätigkeit sind angesichts dieser scheinbar objektivierbaren Kriterien hingegen keine Merkmale von Exzellenz (vgl. Kapitel 7 «Exzellenzanforderungen»).

«Es lässt sich leicht erkennen, dass diese Voraussetzungen biographische Möglichkeiten reduzieren und in der Gesellschaft ungleich verteilt sind.»

Ungleiche Unsicherheiten, ungleiche Chancen

Die ungewissen beruflichen Perspektiven an der Universität erfordern es, eine lange Phase der biographischen Unsicherheit auszuhalten. Mit dieser Unsicherheit umzugehen ist aber nicht allen Menschen im gleichen Masse möglich. Ein ungebundenes Leben – möglichst ohne Familie – scheint beinahe zwingende Voraussetzung. Es bedarf zudem einer hohen Gewissheit der eigenen Gestaltungskraft des Lebensweges, weiter unterstützt durch zusätzliche Absicherungen, um mit Rückschlägen umgehen zu können. Schliesslich gilt es auch die psychischen Herausforderungen abzufedern. Es lässt sich leicht erkennen, dass diese Voraussetzungen biographische Möglichkeiten reduzieren und in der Gesellschaft ungleich verteilt sind.

2

Der Sonderstatus der Wissenschaft als Beruf und «fiktive Arbeitsverträge»

Kein Job wie jeder andere

Wissenschaft ist kein Job wie jeder andere, darüber sind sich alle Befragten einig. Sie beschreiben ihre Tätigkeit mit sehr affektiven Begriffen und identifizieren sich stark damit: «Ich liebe die Wissenschaft» sagt Christine Wyss, und es ist ein Satz, den wir oft gehört haben. Es sei «etwas vom Spannendsten, was man machen kann», meint die Assistentin Barbara Roth «es ist etwas, das mich sehr, sehr flasht und Spass macht». Sie und viele andere empfinden es als grosses «Privileg» in der Wissenschaft arbeiten zu dürfen, weil ihnen das erlaubt, offen und neugierig sein zu dürfen und den eigenen Interessen nachzugehen (vgl. Kapitel 3: Autonomie und vielzählige Ansprüche).

«Das ist ja nicht irgendein Job, den man von acht bis fünf macht, sondern das ist etwas, das einen immer so begleitet, da kann man nicht einfach so den Kopf abstellen.»

Besonders macht den Beruf für die Interviewten auch, dass eine klare Trennung zwischen Arbeitszeit und Freizeit nicht wirklich möglich sei: «Das ist ja nicht irgendein Job, den man von acht bis fünf macht, sondern das ist etwas, das einen immer so begleitet, da kann man nicht einfach so den Kopf abstellen», so die Assistentin Roth. Diese Entgrenzung der wissenschaftlichen Arbeit wird mitunter positiv empfunden: «Ich wollte eigentlich immer einen Beruf haben, den ich so gerne mache, dass es mich nicht stört, wenn ich den jetzt am Feierabend immer noch mache», meint die Assistentin Fischer.

Arbeitsverträge sind Fiktion

Der Sonderstatus der Wissenschaft als Beruf hat aber auch problematische Seiten, das zeigt sich beim Thema Arbeitsverträge: Nach der Übereinstimmung von Arbeitsvertrag mit dem Arbeitsalltag gefragt, reagieren viele Befragte überrascht. Barbara Roth meint «Nein, neineinein, das ist alles Fiktion, aber das sind wir uns glaube ich alle bewusst in diesem Betrieb, das ist überhaupt nicht so wie das in meinem Vertrag steht». Ähnlich kommentiert Katharina Jonas: «Also das ist ja wirklich ein offenes Geheimnis, dass es sich natürlich absolut nicht deckt […] Also da müsste man schon sehr naiv sein, zu denken, dass 50 Prozent dann auch tatsächlich 50 Prozent sind. 50 Prozent sind 100 Prozent». Dabei mangle es nicht nur an der Umsetzung der in den Verträgen festgelegten Punkte, oft seien schon die Verträge selbst unstimmig. Wenn man die festgelegten Aufgaben und die dafür vorgesehenen Stunden vergleichen würde, sähe man sofort, dass das nicht aufgehe. Vor allem für die Vorbereitung der Lehre und die Betreuung von Studierenden sei unrealistisch wenig Zeit vorgesehen.

«Nein, neineinein, das ist alles Fiktion, aber das sind wir uns glaube ich alle bewusst in diesem Betrieb, das ist überhaupt nicht so wie das in meinem Vertrag steht.»

Obwohl viele Interviewte diese Kluft zwischen Verträgen und Realität ansprechen, ist die Kritik daran relativ verhalten. Einige kritisieren zwar die hohe Arbeitslast, diese Situation wird aber nicht als arbeitsrechtliches Problem gesehen. Mehrere Befragte betonen sogar explizit, sie hätten kein Problem damit mehr zu arbeiten als im Vertrag stehe, da sie die Wissenschaft sowieso aus eigenem Interesse betreiben würden. Es gibt nur zwei Ausnahmen: Roth wendet ein, dass durch fehlende vertragliche

Abdeckung die geleistete Arbeit unsichtbar bleibt, Jonas weist darauf hin, dass sich aus Teilzeitverträgen Nachteile bei Rente und Sozialleistungen ergeben.

Assistierendenlöhne reichen nur für junge, kinderlose Menschen

Mehrere Befragte bringen jedoch vorsichtig an, dass der Lohn gemessen an der Ausbildung und der Verantwortung relativ gering sei. Das sei, so Jonas, insbesondere für Wissenschaftler_innen ein Problem, die schon länger dabei seien und sich nicht mehr auf einen studentischen Lebensstandard beschränken möchten. Sie selbst möchte mit Ende 30 nicht mehr in einer WG leben. Spätestens aber mit der Familiengründung werde die Situation definitiv prekär: Von einem Assistierendengehalt alleine eine Familie zu unterhalten, sei unmöglich, und Vollzeitstellen seien kaum vorhanden, so mehrere Befragte. Durch die extrem hohen Kinderbetreuungskosten in der Schweiz verschärft sich das Problem weiter. Eltern im universitären Mittelbau brauchen eine_n Partner_in, der oder die sowohl zum Einkommen als auch zur Kinderbetreuung beiträgt. Einelternfamilien sind praktisch unmöglich. Da diese heute überwiegend weiblich sind, werden hier vor allem Frauen benachteiligt. Wie Katharina Jonas betont, sollte die Universität aber eigentlich genau hier Unterstützung bieten, da die Mobilitätsanforderungen Langzeitpartnerschaften auf harte Proben stellen können.

Wunsch nach vielfältigeren und flexibleren Anstellungsverhältnissen

Um die Situation zu verbessern, fordern manche nachdrücklich 100%-Stellen, andere sehen die Lösung eher darin, 50 Prozent Stellen zu schaffen, bei denen man auch wirklich nur 50 Prozent arbeiten müsse, so dass genügend Zeit für die eigene Forschung bleibt. Die Assistentin Irene Brugger plädiert für «verschiedene Modelle, verschiedene Möglichkeiten», wie zum Beispiel die Reduktion von Lehrverpflichtungen während der Familiengründungszeit. Dadurch sollen Menschen in unterschiedlichen Lebensphasen oder mit weiteren Verpflichtungen oder Interesse verschiedene Optionen haben, an der Universität zu arbeiten und zu forschen.

»Warum soll man als Wissenschaftler_in irgendwie andere Rechte haben als in anderen Berufen.»

Wunsch nach einem «Grundeinkommen»

Brugger und Roth, die einzigen beiden Interviewten, die explizit den geringen Lohn kritisieren, benutzen für ihre Lohnforderungen ein auffälliges Wort: «Grundeinkommen». «Ich habe nicht den Anspruch, super zu verdienen, aber ich möchte einfach das Leben damit bestreiten können», so Roth. Beide beschreiben sie den Lohn nicht als Gegenwert für ihre Arbeit, vielmehr geht es ihnen um eine Existenzsicherung, die ihnen ein Leben als Wissenschaftler_in ermöglicht. Damit entkoppeln sie Lohn und Arbeit.

Wissenschaft ist eine Berufung, aber kein Beruf

Der Sonderstatus der Wissenschaft als Beruf besteht also nicht nur in der hohen Identifikation mit der eigenen Tätigkeit und der zeitlichen Entgrenzung. Es ist viel eher so, dass Wissenschaft zwar als Berufung, aber nicht als Beruf gesehen wird und deswegen Arbeitsverträge, die nur Fiktionen sind und Löhne, die keine Gegenleistung für Arbeit oder Qualifikation sind, still hingenommen werden. Berufung und Beruf werden als sich ausschliessende Gegensätze dargestellt, wobei immer wieder das Bild des «Fabrikarbeiters» heraufbeschworen wird. Die Frage ist hier aber, wieso Wissenschaftler_innen so sehr auf der Abgrenzung von diesem in der Schweiz kaum mehr dominanten Beruf beharren und sie sich nicht eher mit Berufen vergleichen, die ebenfalls Leidenschaft, Kreativität, konzeptionelle Arbeit erfordern. Kann sich Wissenschaft wirklich, nur weil sie aus Leidenschaft betrieben wird, von der Logik der Arbeitsverträge entkoppeln? Denn, wie Katharina Jonas es auf den Punkt bringt: «Warum soll man als Wissenschaftler_in irgendwie andere Rechte haben als in anderen Berufen.»

3

Ambivalente Autonomie

«Es ist natürlich nicht so, dass man wissenschaftlich arbeitet, wie nach'm Stundenplan in einer Fabrik», charakterisiert Professorin Dora Werner den Arbeitsalltag an der Universität. Ein rigide vorgegebenes Zeitregime passt nicht zur wissenschaftlichen Praxis. Sie lässt sich nicht mit Arbeit in einer industriellen Produktionslinie vergleichen, in der die Zwänge der Produktivität in einem engmaschigen System aus Kontrolle und Disziplin weitergegeben werden. Die wissenschaftliche Praxis erfordert eine hohe Autonomie und ein ausgedehntes Mass an Freiheit der Mitarbeitenden. Diese Selbständigkeit im Schaffen empfinden viele als attraktiv und ist ein wichtiges Argument, diesen Beruf zu wählen, wie es etwa Katharina Jonas tat: «Ich weiss, dass mich angezogen hat, dass man frei ist, dass ich eben nicht so viele Strukturen habe, dass ich meinen Alltag selbst bestimmen kann.» Doch münden diese Freiheiten auch oft in Erschöpfung.

«Es ist natürlich nicht so, dass man wissenschaftlich arbeitet, wie nach'm Stundenplan in einer Fabrik.»

Selbstbestimmung

Die ausgedehnte Selbstbestimmung an der Universität macht viele über die gewöhnlichen Arbeitszeiten hinaus produktiv. Barbara Roth erzählt, wie sie mit Leidenschaft auch mal bis spät abends ihre Fragestellungen bearbeitet. Diese Selbstbestimmung erfährt Barbara Roth als Privileg. «Ich wünsche mir sehr fest, dass ich auch weiterhin Wissenschaft als Beruf ausüben könnte und irgendwie auch mit so einer Autonomie und mit so viel Leidenschaft mache, wie ich das jetzt kann.» In der Selbstbestimmung liegt ein wichtiger Antrieb für die wissenschaftliche Praxis.

Nicht nur zeitlich sondern auch inhaltlich ermöglicht die Arbeit an der Universität viele Freiheiten. Begeistert erzählt Julia Fischer «diese Freiheit oder dieses Besondere an der Wissenschaft, dass man seine eigenen Interessen da rein bringt». Die Selbstbestimmung in der Wissenschaft lädt die Tätigkeit mit einer besonderen Bedeutung auf und bietet eine Möglichkeit, entfremdeter Fabrik- oder Büroarbeit zu entkommen (zur Arbeitsrechtlichen Kehrseite dieses Diskurses vgl. Kapitel 2: Der Sonderstatus der Wissenschaft als Beruf und die «fiktiven Arbeitsverträge»)

«Diese Freiheit oder dieses Besondere an der Wissenschaft, dass man seine eigenen Interessen da rein bringt.»

Auch für Professor Elias Weber war der Gestaltungsspielraum und die Möglichkeit, selber Forschungsthemen zu setzen, ein wichtiger Grund, sich letztlich doch für die Wissenschaft zu entscheiden, obwohl er als selbständiger Unternehmer die Aussicht auf einen höheren Lohn und bessere Arbeitsbedingungen gehabt hätte. Doch die Vorteile, sich an der Universität immer wieder Spielräume zu schaffen, eigenen Forschungsschwerpunkten nachzugehen, wiegen für ihn die Nachteile auf.

Herausfordernde Freiheiten im Studium…

Zum Studium gehören oft auch schwierige Erfahrungen mit diesen Freiheiten in der Wissenschaft. Henrik Lehmann empfand es als ziemliche Herausforderung mit diesen umzugehen. «Aber mittlerweile geniesse ich eigentlich die Freiheiten, die man im Studium hat.» Florian Studer hatte in dem Moment Begeisterung für die Wissenschaft entwickelt, als er merkte, dass er nicht in

einer Ausbildung ist, in der die zu lernenden Wissenseinheiten vorgegeben sind. Sondern dass er sein Studium und dessen Inhalte selbst gestalten kann.

Von ganz ähnlichen Erfahrungen berichtet Christine Wyss. Sie mag nun die Selbständigkeit in ihrem Studium, doch musste sie erst einen Umgang damit finden. Sie hat ihren Arbeitsalltag zuerst so zu strukturieren versucht, wie sie sich ein gewöhnlichen Erwerbsalltag vorstellt. In diesem wohlorganisierten Arbeitsalltag wollte sie «einfach alles abarbeiten». Das sei aber nicht besonders produktiv gewesen.

Inzwischen hat Christine Wyss gelernt, sich stärker nach ihren eigenen Bedürfnissen zu richten. Dazu gehört für Wyss, sich selbst besser kennen zu lernen und zu beobachten, wann sie sich eine Pause gönnen und sich Zeit geben muss, um sich zu bewegen. Durch die Selbständigkeit musste sie eine bestimmte Form der Selbstsorge erlernen. Dazu gehört auch, Prioritäten zu setzen und sich manchmal von aufgetragenen Arbeiten zu distanzieren.

…und in weiteren Qualifikationsphasen

Der Umgang mit den Freiheiten bleibt eine andauernde Herausforderung in der Wissenschaft. «Ich habe immer das Gefühl, das hat nach bestimmter Zeit auch mehr zugenommen, dass man sich besser organisieren kann. Aber das finde ich immer noch ein ziemlich – wie soll ich sagen – ein schwieriger Part des wissenschaftlichen Arbeitens; dieses sich selbst zu organisieren», beschreibt Julia Fischer. Immer wieder werden neue und sich überlagernde Anforderungen gestellt, zu denen sich die Wissenschaftler_innen verhalten müssen.

Die Organisation der eigenen Regeneration ist ein wiederkehrendes Thema an der Universität. Barbara Roth beispielsweise ist froh, dass sie nicht mehr in Basel wohnt. So kann sie Arbeit und Erholung räumlich trennen und hofft damit, der Sorge um das eigene Wohlbefinden besser nachgehen zu können.

Innovative Wissenspraxen

Professorin Werner ist überzeugt, dass es für die wissenschaftliche Praxis ein «supportives» Umfeld braucht. Es bedarf der Unterstützung, um diese Selbständigkeit positiv auszufüllen und die Freiheiten zu nutzen. Reglementierungen und Arbeitskontrollen, die Zeichen des Misstrauens gegenüber den Wissenschaftler_innen und deren Arbeit sind, schränken Innovationen in der Forschung und in der Lehre ein und werden zur zusätzlichen Belastung.

Dora Werner schlägt deshalb vor, jegliche Reglementierungen des wissenschaftlichen Betriebs abzuschaffen und die Selbstgestaltung maximal zu erhöhen. Sie fordert eine ausgedehntere Zeithoheit für das wissenschaftliche Personal. Damit will sie der Eigenwilligkeit der wissenschaftlichen Bearbeitung und der Entwicklung des Denkens im ständigen «Ausnahmezustand» Rechnung tragen. Die Dringlichkeit der Bearbeitung entsteht für sie aus dem wissenschaftlichen Gegenstand selbst. Durch die Strukturierung des wissenschaftlichen Alltags gehen wichtige Momente in der Entwicklung von Wissen verloren. «Ich glaube nicht, wenn man einen Stundenplan wie in der Schule hat, dass man dann zu besonders einschneidenden Erkenntnissen kommt», kritisiert sie. Produktive Irritation wird Frau Werner zufolge in aussergewöhnlichen Situationen freigesetzt. Insofern hält sie vor allem die Lehre für viel zu strukturiert und einschränkend.

Innovative familiale Lebensformen

In der Selbständigkeit und Zeithoheit liegt auch ein Potenzial für neue und innovative Familienkonzepte, auch wenn der wissenschaftliche Berufsweg bisher aus verschiedenen Gründen oft ein Ernährer-Modell oder Kinderlosigkeit nahelegte. Der Spielraum wird besonders bei den Professor_innen mit Kindern deutlich.

Elias Weber erlaubte die zeitliche Freiheit eine – wie er sagt – weniger traditionelle Arbeitsteilung und ermöglicht es ihm, als Familienvater präsent zu sein. Diesen Spielraum schätzt er: «Ich bin in der glücklichen Situation, dass ich keine Arbeitszeitkontrolle habe.» Im Gegensatz zu seiner Frau muss er seine Arbeitsstunden nämlich nicht mit Präsenz in seinem Büro verrichten. Er arbeitet oft im Home Office und ist nach Möglichkeiten einen ganzen Tag unter der Woche zu Hause. Am Morgen kann er mit den Kindern frühstücken, auf dem Pendelweg beginnt er bereits mit Arbeit. Am Abend versucht er rechtzeitig zu Hause zu sein, um dann vielleicht, nachdem die Kinder im Bett sind, nochmals ein paar Arbeitsstunden «dran zu hängen».

«Ich bin in der glücklichen Situation, dass ich keine Arbeitszeitkontrolle habe.»

Dora Werner sieht in den neu entstehenden Familienformen durch die voll in der Wissenschaft engagierten Frauen sogar ein innovatives Potenzial auch für das Wissen selbst. Sie entwerfen als voll-erwerbstätige und stark engagierte Frauen unkonventionelle Karrieren, die viel Aushandlung erfordern. Sie können sich nicht auf bewährte (oder zumindest vorgelebte) Familienformen

berufen, sondern experimentierten mit den «familiären Sozialsystemen». Neu zu (er-)findende Beziehungsstrukturen unter Erwachsenen und mit Kindern ermöglichen intensive Erfahrungen und neue Perspektiven. So würden ungewohnte Formen des Zusammenlebens auch das wissenschaftliche Arbeiten in einem innovativen Sinn beeinflussen.

Hohe Arbeitslasten bewältigen

Doch wie viele andere betont auch Dora Werner, dass mit dieser Autonomie nicht nur eine Unbeschwertheit, sondern auch «bestimmte Schwierigkeiten» auftreten. Sie ist ständig herausgefordert, mit einer hohen Arbeitslast persönlich umzugehen und dabei sich selbst so Sorge zu tragen, dass sie diese kontinuierlich bewältigen kann. Das erfordert eine «robuste Gesundheit und Konzentration», insgesamt ist eine hohe Belastbarkeit eine Voraussetzung. Bereits eine Sprechstunde mit einer Studentin auf «Dreiviertelstunden» auszudehnen, falle bald als ausserordentlicher Aufwand auf sie zurück, weil es in ihrer Zeitstruktur solche Freiräume kaum gibt.

«Das erfordert eine robuste Gesundheit und Konzentration.»

Der Spielraum in der eigenen Zeitorganisation ist ständig von einer enormen Arbeitslast bedroht. Oft finden sich die Wissenschaftler_innen in Situationen wieder, wo sie um ihre Freiräume kämpfen müssen. Die Assistentin Irene Brugger erzählt, wie die Gestaltungsfreiheiten durch ein ständig drängendes Tagesgeschäft überlagert werden. So sind es oft nicht nur die eigenen breiten Forschungsinteressen, sondern die vielen zusätzlichen Anforderungen, die zu einer enormen Belastung werden. Den Wissenschaftler_innen wird überantwortet, mit den schrumpfenden Ressourcen, der wachsenden Zahl an Studierenden, die immer mehr Leistungsüberprüfungen absolvieren müssen und auch mit den steigenden administrativen Aufgaben selbständig fertig zu werden. Bereits Studierende kennen solchen Stress. Anna Schneider berichtet als Folge gar von Krankheitssymptomen wie Migräne und Erkältungen.

Ambivalente Freiheiten

Damit bekommen die Freiheiten an der Universität einen stark ambivalenten Charakter. Sie sind einerseits Motivation, der wissenschaftlichen Tätigkeit nachzugehen und Grundlage für die innovative Entwicklung von Wissen. Die Universität täte also gut daran, die Selbstorganisation und die Freiheit als eine zentrale Ressource ihres Betriebs anzuerkennen, die Wissenschaftler_innen bei der Ausgestaltung ihres Arbeitsalltags zu unterstützen und ihnen nicht weitere Hürden durch Regulierungen in den Weg zu legen.

Doch diese für die Wissenschaft wichtigen und die Wissenschaftler_innen attraktiven Freiheiten verkehren sich oft in eine Erschöpfung und das Gefühl, der eigenen Agenda nur noch nachrennen zu können. Für diesen ambivalenten Charakter sind einerseits die fehlenden Sicherheiten ausschlaggebend (vgl. Kapitel 1 «ungewisse Perspektive»), aber auch die enorme zu bewältigende Arbeitslast ermüdet und entkräftet die Wissenschaftler_innen.

4

Vereinbarkeitsproblem innerhalb der Wissenschaft

Forschung, Lehre und Selbstverwaltung: Unvereinbare Ansprüche

Eine Herausforderung, die für die interviewten Wissenschaftler_innen mindestens ebenso präsent ist wie die Vereinbarkeit von Beruf und Privatleben, ist die Vereinbarkeit der unterschiedlichen Aufgaben und Bereiche – Forschung, Lehre und Selbstverwaltung – innerhalb der Wissenschaft selbst. Offenbar stellen der universitäre Betrieb und die Logik des Wissenschaftssystems mit seinen Exzellenzkriterien widersprüchliche Anforderungen an sie. Das gilt vor allem für Assistierende und Professor_innen: Sie sollen einerseits Zeit in die eigene Forschung stecken und möglichst viel publizieren, die eigene Qualifikation vorantreiben und möglichst mobil sein.

«Die Universität braucht aussergewöhnlich loyale und engagierte Mitarbeitende, die sich weit über das vertraglich festgelegte Mass hinaus für ihre Institution einsetzen.»

Gleichzeitig wird von ihnen qualitativ hochwertige Lehre erwartet, sie sollen ein offenes Ohr für Studierende haben, sich für ihr Institut und die universitäre Selbstverwaltung engagieren und ihr Fach gegen aussen vertreten. Die Universität braucht aussergewöhnlich loyale und engagierte Mitarbeitende, die sich weit über das vertraglich festgelegte Mass hinaus für ihre Institution einsetzen. Nur so kann sie sich als Wissenschaftssystem reproduzieren und eine neue Generation ausbilden. Jedoch werden Lehre und Selbstverwaltung bei Berufungs- und anderen Bewerbungsverfahren kaum anerkannt. Hier zählt – ebenso wie bei Uni-Rankings – im Wesentlichen die eigene Forschung.

Meist bleibt die eigene Forschung auf der Strecke

Die Mehrheit der Befragten priorisiert dennoch – bewusst oder unbewusst – die Arbeit für das Institut und insbesondere die Lehre – weil sie es wichtig finden und es ihnen Spass macht, aber auch, weil sie oft dringlicher erscheinen und davon im Unterschied zur eigenen Forschung andere Menschen abhängig sind. Zwar betonen viele Befragte, dass gerade die Lehre im Idealfall auch die eigene Forschung bereichere: «Ich finde meine Studierenden total spannend und schlau und lerne von denen», sagt die Assistentin Jonas. Dennoch ist es bei ihr wie bei anderen Befragten in der Regel das konzentriere Arbeiten an der eigene Forschung, das hinten angestellt wird, wenn die Arbeitslast in allen drei Bereichen zu gross ist. Den meisten geht es wie der Assistentin Roth: «Die Realität ist eigentlich so, dass ich während dem Semester nicht zu meiner Forschungsarbeit komme.»

Roth und Fischer beobachten zudem in ihrem Umfeld, dass es eher Frauen seien, welche die Betreuung der Studierenden viel Zeit aufwenden und sich freiwillig für kleinere Aufgaben wie das Organisieren eines Infoabends melden. Beide empfinden die Tendenz, soziale Aufgaben gegenüber der eigenen Forschung zu priorisieren, als vergeschlechtlicht.

«Jedoch werden Lehre und Selbstverwaltung bei Berufungs- und anderen Bewerbungsverfahren kaum anerkannt.»

Alltäglicher Kampf und alltägliches Scheitern

Der Versuch der eigenen Forschung genügend Raum und Gewicht einzuräumen, ist für viele Befragte ein alltäglicher Kampf. Jonas erzählt: «Ich habe halt gemerkt, okay das ist zwar toll,

wenn man sich so im Haus engagiert, aber die eigene Forschung kommt schon zu kurz. Man muss versuchen sich Freiräume zu erkämpfen, in denen man wirklich für sich schreiben kann und für sich forschen kann.» Dieser Kampf bringt eine permanente Frustration mit sich, denn die Wissenschaftler_innen versagen dabei ständig auf die eine oder die andere Weise: In dem Mass, wie sie die eigene Forschung priorisieren, vernachlässigen gezwungenermassen das Institut und die Studierenden – und umgekehrt. So haben sie permanent das Gefühl, zu wenig zu machen und leiden immer unter einem schlechten Gewissen.

«Man muss versuchen sich Freiräume zu erkämpfen, in denen man wirklich für sich schreiben kann und für sich forschen kann.»

Engagement für die Institution vs. wissenschaftliche Karriere

Roth befürchtet zudem Nachteile in ihrer weiteren wissenschaftlichen Laufbahn, weil sie sich immer sehr viel Zeit für die Lehre und die Betreuung der Studierenden genommen hatte und dadurch viel länger für ihre Dissertation gebraucht hat. Julia Fischer, die in ihrer vorangehenden Assistierendenstelle viele Koordinationsaufgaben hatte, beschreibt, wie sie sich gut zureden musste, wenn sie ausnahmsweise die Institutsarbeit hinten angestellt hatte: «Als ich Assistentin war, war es eher die Leistung zu sagen, ich kümmere mich jetzt nicht um die Seminarangelegenheiten und das ist jetzt nicht schlimm, wenn ich diese Email nicht sofort beantworte.»

Nur noch Forschung?

In einer etwas anderen Situation sind jene Wissenschaftler_innen, die sich durch bestimmte Rahmenbedingungen einem Teil dieser Anforderungen entziehen können: Doktorierende mit Stipendien und auf Forschungsstellen etwa oder jene, die sich ihren Lebensunterhalt ausserhalb der Uni verdienen.

Besonders deutlich wird das bei Günther Knecht-Wetzelmeyer, der hauptberuflich Lehrer ist und die Forschung nebenbei betreibt. Seiner Beobachtung nach mache die Universität nicht viele Leute glücklich. Gründe dafür seien neben Konkurrenzdruck der Stress und zu viele organisatorische Aufgaben: «Viele Kollegen sind, kaum haben sie die Stelle gehabt, ganz kurios geworden. So eine Mischung zwischen Stress, immer den Sachen nachrennen, von Organisation erdrückt. […] Aus diesen fröhlichen Leuten, die ich gekannt habe, sind dann an der Uni irgendwie so gehetzte Menschen geworden.» Seine Schlussfolgerung daraus ist: «In dem Sinn ist die Wissenschaft für mich nicht interessant.» Er unterscheidet also klar zwischen Wissenschaft als Forschungstätigkeit und Wissenschaft als Betrieb, wobei er eine Lösung gefunden hat, nur das erste zu machen. Die Frage ist aber, wer dann den Universitätsbetrieb aufrechterhält.

«Es sind also nicht einzelne Aufgaben an sich und auch nicht unbedingt die zeitliche Entgrenzung der Arbeit, die für Wissenschaftler_innen zum Problem werden, sondern das ständige Scheitern am Versuch, die verschiedenen Anforderungen miteinander zu vereinbaren.»

Vor allem das permanente Scheitern an unvereinbaren Anforderungen belastet

Die meisten Interviewten empfinden die Fülle der verschiedenen Tätigkeiten als bereichernd. Vor allem die Lehre wird geschätzt. Für Dora Werner ist auch «Administration nicht einfach nur bürokratische Arbeit, sondern tatsächlich so etwas wie politische Gestaltung». Katharina Jonas meint: «Ich will gar nicht nur forschen. Also ich find's gerade toll, dass ich dauernd im Gespräch bin mit Leuten, sei es mit Studierenden, sei es mit Kolleg_innen, dass eben nicht im stillen Kämmerlein hockt.» Es sind also nicht einzelne Aufgaben an sich und auch nicht unbedingt die zeitliche Entgrenzung der Arbeit, die für Wissenschaftler_innen zum Problem werden, sondern das ständige Scheitern am Versuch, die verschiedenen Anforderungen miteinander zu vereinbaren.

5

Wissenschaft als entgrenzte Arbeit

Die Interviewten berichten von einer Ambivalenz zwischen der starken Leidenschaft für ihren Beruf und der Notwendigkeit einer Eingrenzung der Arbeit, um sich selbst Sorge tragen zu können. Dora Werner beschreibt dies wie folgt: «Wir sind in dieser glücklichen und zugleich unangenehmen Situation, dass unsere Wissenschaft eigentlich gar keine Grenze kennt.»

Wissenschaftliche Arbeit wird als «ausufernd» erlebt. So berichtet die Oberassistentin Barbara Roth: «Das ist wirklich Leidenschaft, Herzblut und ganz viel das mich dann total einnimmt, eben bis so weit, dass ich irgendwie gar nicht mehr dran denke, schlafen zu gehen.» Weil ihre Arbeit stark affektiv besetzt ist, stört es Roth nicht, länger zu arbeiten (vgl. Kapitel 3: Der Sonderstatus der Wissenschaft als Beruf und «fiktive Arbeitsverträge»). Sie erklärt, dass die Trennung von Wissenschaft und (Privat-) Leben für sie keinen Sinn macht, da die unterschiedlichen Bereiche oft ineinander übergehen. Dennoch musste sie lernen, ihre Arbeit zu begrenzen, da ihre Gesundheit und ihre Beziehungen unter der hohen Arbeitslast litten. Professor Weber spricht hingegen das Problem an, nur in der Nacht Zeit zu haben, um an seinen Publikationen zu arbeiten: «In dem Umfang find ich es auch ein wenig grenzwertig, also es beansprucht einen sehr.»

«Wir sind in dieser glücklichen und zugleich unangenehmen Situation, dass unsere Wissenschaft eigentlich gar keine Grenze kennt.»

Die Doktorandin Julia Fischer erzählt, wie sie sich bewusster von ihrer wissenschaftlichen Arbeit abgrenzen musste, obwohl auch sie der Konzeptualisierung von Beruf und Privatem als zwei getrennte Bereiche kritisch gegenüber steht: «Ich hab's mir auch am Anfang nicht so schwierig vorgestellt, dass man tatsächlich aufpassen muss, dass man beides nebeneinander hinkriegt.» Deshalb muss sie sich am Abend jeweils bewusst von ihrer Arbeit trennen: «So und jetzt bin ich da weg». Die wissenschaftliche Arbeit ist dabei das Zentrum, von dem aus sie ihren Alltag und ihr Leben gestaltet: Die bewusste Distanzierung und die Erholung ermöglichen es ihr, am nächsten Tag wieder mit frischem «Elan» weiterzuschreiben.

Die Begrenzung der Arbeit und das «eigene Unvermögen»

In den Erzählungen wird deutlich, dass es für die Mitarbeitenden der Universität notwendig ist, der eigenen Leidenschaft und dem Anspruch der Erfüllung von Exzellenzanforderungen (vgl. Kapitel 7: Exzellenzanforderungen) Grenzen zu setzen, um überhaupt arbeitsfähig zu bleiben und um anderen Lebensbereichen Zeit einzuräumen. Die schwierige Vereinbarkeit wird in der Thematisierung von Familie deutlich. Manchmal gebe es Momente, in denen «Kinder nur noch als etwas auftauchen, was weg zu organisieren ist», beschreibt Professorin Werner. Die Studentin und zweifache Mutter Anna Schneider ist sich bewusst, dass sie aufgrund der Familienarbeit, die sie leistet, in der Wissenschaft einen schweren Stand hat: «Es wird uns vorgemacht, es wäre alles so einfach. Beruf, Familie, Kinder: Das wäre alles vereinbar. Und das ist de facto nicht so. Das ist einfach eine Lüge. Und das ärgert mich masslos.»

Um verschiedene Lebensbereiche miteinander zu vereinbaren und die wissenschaftlichen Tätigkeiten einzugrenzen, nimmt ein Grossteil der Befragten eine strikte Form von Selbstmanagement und Disziplinierung vor. Die erlebte Unvereinbarkeit wird als ein

«Spiegel meines eigenen Unvermögens» wahrgenommen, wie es Werner beschreibt. Individuen scheitern so in ihrem Selbstmanagement an den Strukturen, die von ihnen eine ständige Verfügbarkeit verlangen. In dieser Logik beschreibt die Studentin Christine Wyss die vollständige Hingabe an die Uni als destruktiv und betont, «dass ich mir wünsche, dass sich die Rahmenbedingungen an der Universität ändern, dass es möglich ist, ein Leben neben dem Beruf zu haben».

Die Kosten der Exzellenz

Die Assistentin Katharina Jonas macht deutlich, dass sie immer wieder versuchen muss, ihre Prioritäten ein wenig zu verschieben um neben «Arbeit, Arbeit, Arbeit» auch Zeit für soziale Kontakte zu haben: «Ich muss zumindest versuchen wirklich auch das Privatleben nicht immer nur als Zeit zu sehen, die mir von der Arbeit weg geht.» Sie kritisiert dabei, dass diese Vereinnahmung aufgrund der Exzellenzanforderungen der Universität geschieht, die von einem bindungslosen wissenschaftlichen Individuum ausgehen: «Das ist natürlich eine sehr maskuline Art, Wissenschaft zu verklären.» Sie grenzt sich so vom Ideal des exzellenten Wissenschaftlers ab und betont die Wichtigkeit von Bindungen für Wissenschaftler_innen. So beschreibt Jonas die «privaten Kosten» von Exzellenz: «Also Kosten, ich hasse das Wort, aber es ist wirklich, es geht auch auf die Lebenszeit. Es geht auf Stabilität. Es geht auf Lebensentwürfe.» Durch die Entgrenzung wissenschaftlicher Arbeit werden vielfältige Lebensentwürfe erschwert.

«Ich muss zumindest versuchen wirklich auch das Privatleben nicht immer nur als Zeit zu sehen, die mir von der Arbeit weg geht.»

Die Spannung zwischen Wissenschaft und Selbstsorge, die durch die grosse Leidenschaft für die Wissenschaft und die hohe intrinsische Motivation von Wissenschaftler_innen entsteht, wird durch die aktuellen Arbeitsbedingungen im Wissenschaftsbetrieb noch verstärkt, indem Wissenschaft nach Exzellenzkriterien ausgerichtet werden muss.

6

Die Universität als Teil des gesellschaftlichen Alltags

Der Student Henrik Lehmann formuliert ein Unbehagen gegenüber einer wissenschaftlichen Laufbahn, die er mit einer sozialen Isolation verbindet: «Ich habe manchmal so ein bisschen Angst, dass ich dann zum Elfenbeinakademiker werde, der sich so in seinem Kämmerchen einschliesst und da vor sich hin schreibt.» Falls er sich nach dem Studium für eine Dissertation entscheidet, möchte er deshalb gerne gleichzeitig als Lehrer arbeiten um den Kontakt zum «Elementaren» nicht zu verlieren. Er konzeptualisiert die Universität als einen Ort, der über der Gesellschaft und dem Alltag zu schweben scheint. Die Vermittlung zwischen diesen zwei Sphären ist für ihn ein Prozess, der aktiv angegangen werden muss.

Die Verbindung von Wissenschaft mit anderen Lebensbereichen

Dass es zentral ist, die Verbindung zwischen Wissenschaft, Gesellschaft und Alltag zu berücksichtigen oder aktiv herzustellen, ist für viele der Befragten eine wichtige Herausforderung ihrer Arbeit. Dabei erleben manche die Universität – wie der oben zitierte Student – als einen Bereich, der von ihrem sonstigen Leben und dem Rest der Gesellschaft getrennt ist.

«Ich finde halt einfach, Forschen hat mit dem Leben zu tun.»

Der Dozent Günther Knecht-Wetzelmeyer beschreibt hingegen, dass sein Leben neben der Wissenschaft für ihn nicht nur für das eigene Wohlbefinden wichtig ist, sondern auch für seine Forschung, da ihn seine Familienarbeit und der Austausch mit Menschen ausserhalb des universitären Kontext auf neue Ideen für Forschungen bringe: «Ich finde halt einfach, Forschen hat mit dem Leben zu tun.»

Die Doktorandin Julia Fischer erzählt, wie sie im Wissenschaftsbetrieb manchmal den Eindruck habe, sich in der Arbeit zu verlieren, keinen Boden mehr unter den Füssen zu haben. Sie plädiert für eine Durchlässigkeit der Universität, die Wissen in die Gesellschaft zurücktragen soll. In ihrer Idealvorstellung von Wissenschaft bleibt Platz für vielfältige Lebensentwürfe, in denen sich Wissenschaftler_innen in anderen Kontexten bewegen und ihr Wissen vermitteln können. Die Doktorandin Irene Brugger berichtet dazu, wie der Exzellenzdiskurs ihrer Einschätzung nach verhindere, dass die Rückkoppelung an gesellschaftliche Probleme stattfindet, da dieses Kriterium keine Rolle spiele.

In den Interviews wird die Notwendigkeit formuliert, der Gefahr eines isolierten und isolierenden Wissenschaftsbetriebs entgegenzuwirken, in dem Wissenschaft durch den Exzellenzdiskurs zu einer vom Alltag und der Gesellschaft abgetrennten Tätigkeit wird. Als Gegenentwurf dazu wird von der Assistentin Barbara Roth ein Verständnis von «engagierter Wissenschaft» entworfen, in der sozialwissenschaftliche Arbeit in die Gesellschaft zurückgetragen wird: «Was für einen Impact hat es in der Öffentlichkeit. Nicht nur im Zitierindex.»

«Das ist für mich alles Wissenschaft, die eben nicht etwas ist, was ausser mir ist, sondern an der ich auf die eine oder andere Art und Weise mitdenke und die ich mit transformiere.»

Wissenschaft als gesellschaftliches Korrektiv

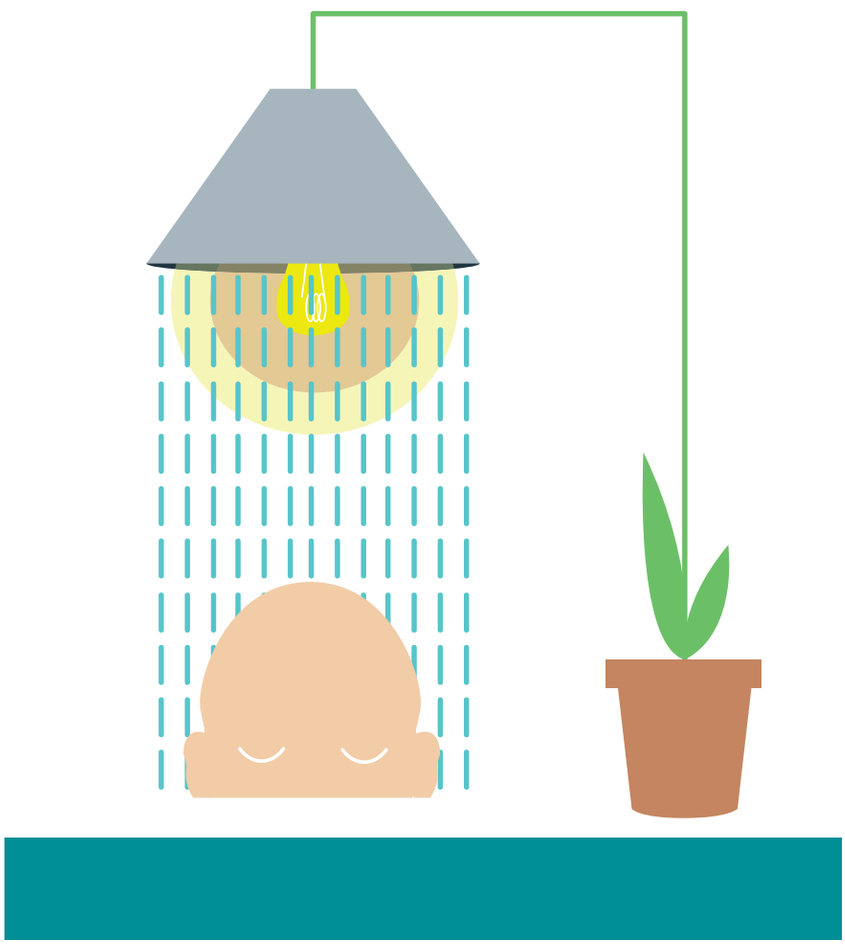
Das Ineinanderfallen von Wissenschaft und Biografie (vgl. Kapitel 5: Wissenschaft als entgrenzte Arbeit) setzt der Erzählung vom Elfenbeinturm eine andere Perspektive entgegen. Wissenschaft ist

dabei immer schon als Teil der Gesellschaft und der Alltag als Teil der Wissenschaft konzeptualisiert. Oder wie es Dora Werner formuliert: «Das ist für mich alles Wissenschaft, die eben nicht etwas ist, was ausser mir ist, sondern an der ich auf die eine oder andere Art und Weise mitdenke und die ich mit transformiere.»

Die Räume ausserhalb der Uni sind ein fruchtbarer Boden für eine Selbstkritik des eigenen wissenschaftlichen Arbeitens und bieten ihr somit eine «Art der Rückkoppelung».

Als Wissenschaftler_in in die Gesellschaft zu intervenieren, ist für sie ein zentraler Aspekt: «Natürlich ist das die Aufgabe, die wir haben, sozusagen in dieser Gesamtkrise das kleine Stückchen herauszusprengen, das für unsere methodischen und systematischen Fragen eines zu sein scheint, an dem wir arbeiten können.» Gute Wissenschaft im Sinne eines gesellschaftlichen Korrektivs muss ihrer Meinung nach die disziplinären und institutionellen Begrenzungen ständig überschreiten.

Viele Befragte erleben die Ausrichtung von Wissenschaft nach Exzellenzkriterien als eine Beschränkung der Wissenschaft, die eine Erweiterung der Perspektive über die Universität hinaus erschwert. Einige formulieren deshalb den Wunsch, weniger Regulierungen an der Universität zu haben, um eben diese Überschreitung des universitären Rahmens hinaus in die Gesellschaft und in den Alltag der breiten Öffentlichkeit leisten zu können.



7

Exzellenzanforderungen

Die Interviewten haben durchaus kein einheitliches Verständnis davon, was «Exzellenz» bedeutet. Anna Schneider assoziiert damit herausragende Durchbruchsforschung, Günter Knecht-Wetzelmeyer bezieht sich auf deutsche Exzellenz-Cluster, Julia Fischer verbindet damit gute Wissenschaft, Elias Weber ein wenig aussagendes Modewort und Dora Werner ein politisches Steuerungsinstrument der Wissenschaft. Irene Brugger wiederum eignet sich den Begriff neu an und meint, exzellent sei, wenn man neben der Wissenschaft auch noch andere Engagements hat und Florian Studer fragt schmunzelnd, ob das nicht früher Mal eine Anrede für Könige und Kaiser war.

Wir fokussieren in unserem Projekt auf Aspekte, die Barbara Roth und Katharina Jonas nennen. Das sind Kriterien, die derzeit bei Stellenbesetzungen und der Mittelvergabe herangezogen werden und nach denen sie sich bei Bewerbungen richten müssen: dem Output (Anzahl Publikationen in renommierten peer reviewed Journals), die Veröffentlichung in Zeitschriften mit hohem Impact Factor (der angibt, wie oft Artikel einer Zeitschrift in anderen Publikationen zitiert werden), dem Einwerben von Drittmitteln sowie der Mobilität. Diese Kriterien sind in den Erzählungen unserer Interviewpartner_innen von wissenschaftlicher Qualität entkoppelt. Barbara Roth verbindet zudem mit Exzellenz die Annahme, dass man Wissenschaft nur mit einem 100 Prozent Pensum betreiben könne und die einzige Aussicht auf eine Festanstellung an der Universität eine Vollzeit-Professur ist.

Exzellenzanforderungen stehen im Widerspruch zu hoher wissenschaftlicher Qualität

Die Oberassistentin Barbara Roth meint, diese Kriterien führen zu «absurdem» Verhalten, das oft im Widerspruch zu wissenschaftlicher Qualität steht. So würden aufgrund des Publikationszwangs häufig die gleichen Ergebnisse in leicht veränderter Form in verschiedenen Zeitschriften platziert, um den Output zu steigern. Der Kunst des Schreibens wird nicht gebührend Rechnung getragen. Auch die Relevanz des Impact Factors stellt sie grundsätzlich in Frage und hält den Impact für die Öffentlichkeit und die Bearbeitung relevanter gesellschaftlicher Probleme für weitaus bedeutender als den Zitierindex. Das Einwerben von Drittmitteln ist für sie ebenso wenig ein geeignetes Qualitätsmerkmal, hätten doch vermutlich die heute kanonbildenden Wissenschaftler ihrer Disziplin zu deren Zeit wohl keine Drittmittel erhalten. Diese Bewertungsrationalität basiert laut Roth auf dem Versuch, eine Objektivierung von wissenschaftlicher Qualität vorzunehmen, die sich jedoch nicht anhand von quantifizierbaren Kriterien messen lasse.

«Diese Kriterien führen zu «absurdem» Verhalten, das oft im Widerspruch zu wissenschaftlicher Qualität steht.»

Wunsch nach Vereinbarkeit mit weiteren Lebensbereichen

Entgegen des universitären Karriereziels der Vollzeit-Professur plädieren Barbara Roth und Irene Brugger für Festanstellungen auf Teilzeitbasis auch unterhalb der Professurebene. Einerseits möchten sie so ihre wissenschaftliche Arbeit mit zivilgesellschaftlichem Engagement verbinden und ihr Wissen dort anwenden sowie andererseits eine aktive Elternschaft leben können. Sie wünschen sich eine bessere Vereinbarkeit ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit mit weiteren Lebensbereichen. Dies sei jedoch derzeit nicht möglich, da ein exzellenter Lebenslauf eine männliche Ernährerbiographie (der Mann arbeitet Vollzeit und versorgt

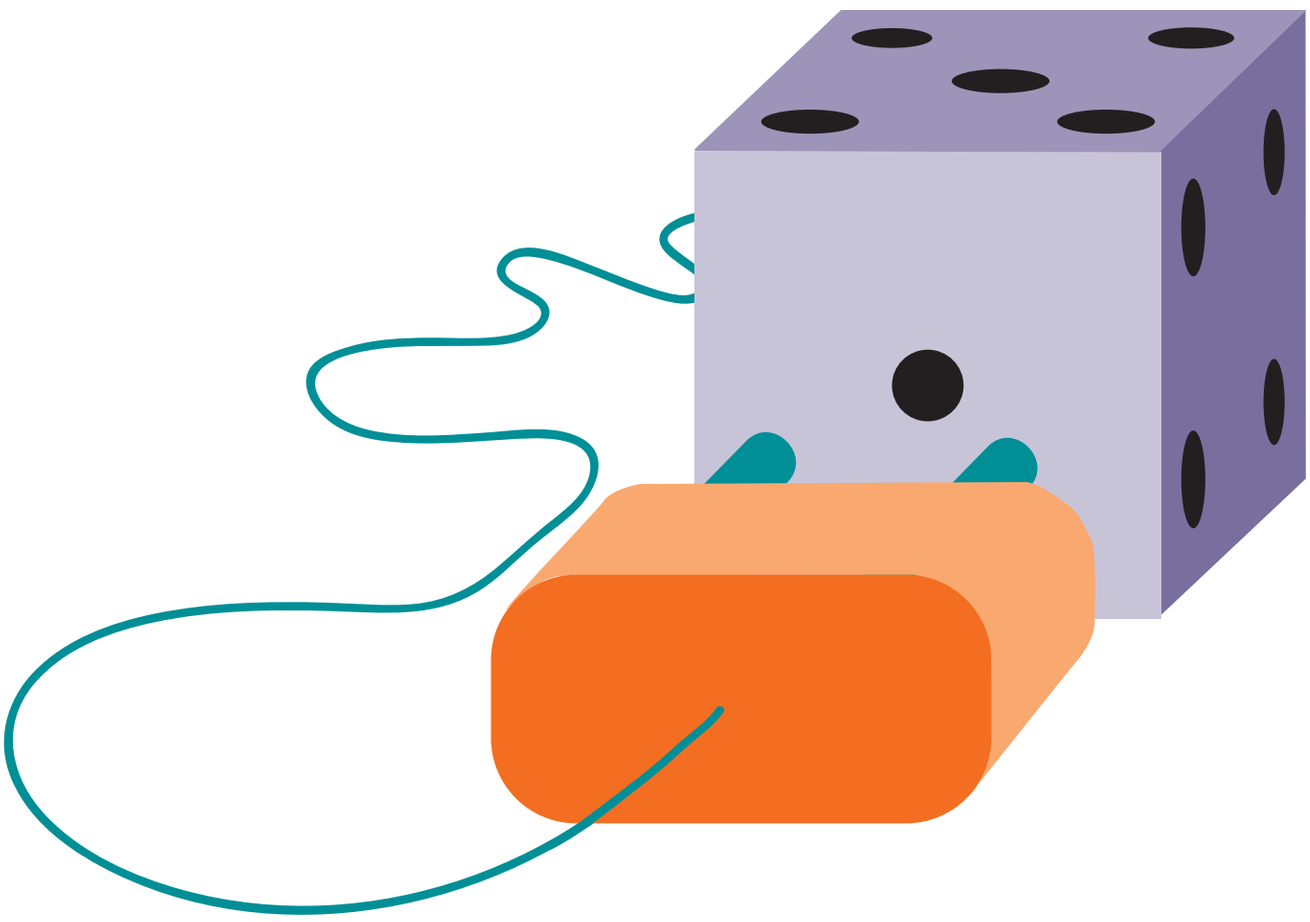
die Familie) und ein traditionelles Familienmodell (die Partnerin bleibt zu Hause und kümmert sich um die Kinder) voraussetze. «Dieses Modell ist sehr exkludierend, denn es bedingt eine Lebensführung, die klar gewisse Lebensformen ausschliesst»; nämlich jene, die mit einer Vollzeit-Erwerbstätigkeit, der Unsicherheit oder den Mobilitätsanforderungen nicht kompatibel sind (vgl. Kapitel 1: Ungewisse Perspektiven).

Die Kosten der Mobilitätsanforderungen

«Exzellenz und Mobilität haben ihren Preis», betont die Assistentin Katharina Jonas mehrfach. Das ständige Einpassen in verschiedene Wissenschaftssysteme sei mit enorm viel Arbeit verbunden und für ihre wissenschaftliche Arbeit nicht unbedingt förderlich. Vor allem aber betont sie die persönlichen Kosten (vgl. Kapitel 5: Wissenschaft als entgrenzte Arbeit). Ihre langjährige Beziehung sei aufgrund der Distanz in die Brüche gegangen. Derzeit wünscht sie sich eine Partnerschaft und Kinder, sieht jedoch beides aufgrund der Mobilitätsanforderungen als kaum realisierbar: «Selbst wenn ich jetzt jemand Neues finden würde, wüsste ich nicht, wo ich nächstes Jahr bin.» Jonas zufolge beruhen die Mobilitätsanforderungen auf der «Idee des male free agent», des «wissenschaftlichen Genies», das unabhängig von sozialen Beziehungen völlig mobil ist. Sie verweist somit ebenfalls auf die «männliche» Konnotation von Exzellenz. Leidtragende seien dabei Menschen wie sie, «die eben Bindungen haben möchten».

Der ambivalente Umgang mit den Exzellenzanforderungen: Zwischen Affirmation und Kritik

Die Doktorandin Irene Brugger schwankt zwischen Affirmation einiger Exzellenzkriterien und Abgrenzung davon. Sie verbindet



mit Exzellenz vor allem «eine schnelle Auffassungsgabe, viel publizieren, eloquent reden und andere Leute von ihrer Arbeit überzeugen können». Dies erhofft sie auch von sich selbst: «Ich würde gerne mehr publizieren, oder mehr publiziert haben, ich würde gerne sagen können, ich bin eine Expertin in dem und dem.» Zugleich stört sie sich sehr daran, «sich immer engagieren, immer kämpfen und Anträge schreiben zu müssen», sich bei Anträgen «als besonders gut, als besonders ideal, als besonders exzellent» präsentieren und sich «verkaufen» zu müssen. Es genüge nicht, Dinge so zu formulieren, wie man sie wirklich meine, sondern man sei zu Verfremdung angehalten.

Die Fähigkeit, sich verkaufen und präsentieren zu können, assoziiert sie mit einem männlichen Habitus und beschreibt, dass sich manche Männer «oft wie selbstverständlich präsentieren, als wären sie Helden». Irene Brugger antizipiert ihre Chancen im Wissenschaftsbetrieb bestehen zu können anhand dieser Kriterien und rechnet aufgrund ihrer Lebensweise mit Sanktionen. Insbesondere ihre aktive Elternschaft erlebt sie als Wettbewerbsnachteil. Sie äussert daher den etwas verzweifelten und nicht ganz ernst gemeinten Wunsch, dass niemand mehr als die sieben Stunden am Tag – die sie selbst hat – arbeiten dürfte, um angesichts der Wettbewerbslogik und dem enormen Leistungsdruck, zumindest gleiche Ausgangsbedingungen zu haben. Angesichts dieser Verunsicherungen beschreibt sie eine Orientierungslosigkeit; sie weiss nicht, was sie will, da sie auch nicht weiss, inwiefern sie mit ihrer Lebensweise im gegenwärtigen Wissenschaftsbetrieb überhaupt Chancen hat.

«Man muss halt mitspielen.»

Die Notwendigkeit zum absurden Spiel

Die Assistentin Katharina Jonas, die sich selbst stark an diesen Exzellenzanforderungen orientiert hat, empfindet diese als sinnentleerte Notwendigkeit, der sie sich gezwungenermassen unterwirft: «Man muss halt mitspielen. Man verkauft sich dann halt so, dass es passt auf dem CV. Ob man das richtig findet oder nicht. (...) Und dann gehe ich auch noch so damit um, dass wir im Kolleg_innen- und Freundeskreis da natürlich total drüber lästern. Und sagen, das ist alles Schwachsinn. Aber natürlich spiele ich das Spiel mit.» Jonas hat dieses Spiel sehr erfolgreich mitgespielt und kann nun einen exzellenten Lebenslauf vorweisen, der mit ausschlaggebend für die Stellen war, die sie erhielt. Dieser Erfolg geht jedoch wie oben erwähnt mit einer scharfen Kritik einher und auch er schafft keine Planungssicherheit, wie sich Jonas bewusst ist.

Die Freude über den Gewinn im Spiel, das man ablehnt

Barbara Roth formuliert eine gewisse Ohnmacht: «Man wird regiert von den Exzellenzanforderungen, wenn man das Spiel mitmacht» und so sei ihr «bewusst, wenn ich jetzt den Antrag schreibe, dass dann vor allem diese Kriterien zählen». Andere Aspekte wie die inhaltliche Qualität ihrer Texte, ihr zivilgesellschaftliches Engagement in ihrem Forschungsfeld, Selbstkritik, Engagement für die Lehre oder die Betreuung von Studierenden bleiben aussen vor. Entsprechend orientiere sie sich an diesen Kriterien und habe sie «auch ein bisschen in meinem Funktionieren internalisiert». Ihr Umgang damit ist, «das zu reflektieren und gewisse Distanzierungen vorzunehmen, das nicht zu persönlich zu nehmen und sich nicht fertig machen zu lassen von dem Ganzen, um bestehen zu können».

Bezogen auf das Bestehen im universitären Wettbewerb zeigt sich hier eine weitere Ambivalenz im Selbstverhältnis, wenn Roth mit kritischer Distanz erzählt, wie sie sich über den Zuspruch für ihr Projekt bei einem kompetitiven Verfahren gefreut habe. Sie beschreibt zugleich ihre Kritik an der Wettbewerbslogik in der Universität, bei der es «um einen Kampf jeder gegen jeden» ginge und die Anerkennung und Motivation, die sie aus dem Erfolg in dem Spiel gewinnt, das sie zu spielen gezwungen ist. Die empfundene Anerkennung bindet sie trotz der formulierten Kritik gegenüber der Wettbewerbslogik auf einer emotionalen Ebene in diese ein. Die Freude wirkt dabei gleichsam als Belohnung im Prozess einer Konditionierung für einen stratifiziert organisierten Wissenschaftsbetrieb.

In den Erzählungen der Interviewten zeigt sich also ein spannungsreiches Verhältnis zu den Exzellenzanforderungen. Sie müssen sich an Kriterien orientieren, die sie absurd finden und die sowohl qualitativ hochwertigem wissenschaftlichen Arbeiten als auch einer optimalen eigenen Lebensgestaltung entgegenstehen. Zugleich werden die Kriterien teilweise affirmiert und internalisiert.

Personenregister

(anonymisiert)

Anna Schneider, 37
Masterstudentin, verheiratet, 2 Kinder

Barbara Roth, 35
Dr., Oberassistentin, in einer Partnerschaft

Christine Wyss, 25
Master-Studentin, 50% wissenschaftliche Assistentin
an einer Fachhochschule

Dora Werner, 54
Professorin, verheiratet, ein Kind

Elias Weber, 50
Professor, verheiratet, zwei Kinder

Florian Studer, 25
Master-Student, 30% Nebenerwerb

Günther Knecht-Wetzelmeyer, 60
PD, Lehrbeauftragter, hauptberuflich Gymnasiallehrer,
verheiratet, 2 erwachsene Kinder

Henrik Lehmann, 24
Master-Student, arbeitet Teilzeit, in einer Partnerschaft,
2 Kinder

Irene Brugger, 31
Doktorandin, Ko-Projektleiterin, in einer Partnerschaft,
ein Kind

Julia Fischer, 33
Doktorandin, in einer Partnerschaft

Katharina Jonas, 37
Dr., Assistentin und Habilitation

«Wir sind in dieser glücklichen und zugleich unangenehmen Situation, dass unsere Wissenschaft eigentlich gar keine Grenze kennt.»

Professorin, 54

«Man muss versuchen sich Freiräume zu erkämpfen, in denen man wirklich für sich schreiben kann und für sich forschen kann.»

Assistentin, 37

«Hochqualifizierte Leute, die sich in einem Wissenschaftssystem bestens auskennen, die 10, 15 Jahre lang diesen Beruf ausgeübt haben und dann irgendwann heisst es einfach:

Nein, du bist nicht die Person, auf die man setzen kann.»

Assistentin, 35

«Ich finde halt einfach, Forschen hat mit dem Leben zu tun.»

Privatdozent, 60

«Dieses Modell ist sehr exkludierend, denn es bedingt eine Lebensführung, die klar gewisse Lebensformen ausschliesst.»

Oberassistentin, 35

Universität Basel
Petersplatz 1
Postfach 2148
4001 Basel
Switzerland

www.unibas.ch